

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 34. — Sonntag, den 17. August 1930.



Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Schwarzenberg, du feine...

Ein charakteristisches Heimat- und Stadtbild unseres Erzgebirges.

Städte und Dörfer haben wie die Menschen ihr Antlitz. Sie können lieblich und freundlich dreischaun, aber auch finster und nüchtern. Sie können alternde und jugendliche Züge tragen, und Falten und Runzeln im Angesicht sind gar oft ehrwürdig und schließen nicht aus, daß die Seele einer Stadt ewig jung

und gegenwartsnah geblieben ist. Es gibt modischgeschminkte, jugendlich-glatte Stadtgesichter, die aber oft am äußeren Ausdruck haften bleiben und darum den Keim des Welkens und Sterbens von Anfang an in sich bergen.

Ein charakteristisches Heimat- und Stadtbild unseres Erzgebirges. rank einnehmen. Wir wollen daher bei ihr ein wenig länger verweilen. Schon wirft die Dämmerung tiefes Dunkel ins Tal. Schloß und Kirche werden zum Schattenriß, und die ersten Lichter blinken auf. Warum gerade die Wanderung ins Dämmer-



Wenn nun die Bezirksstadt Schwarzenberg mit ihrer Einwohnerzahl von rund 12 000 Seelen und ihrer Höhenlage von etwa 460 Meter den schützenden Beinamen „Perle des westlichen Erzgebirges“ trägt, dann darf dieser Ort wohl Anspruch darauf erheben, ein feines, liebens- und beachtenswertes Antlitz zu haben.

Wenn ich einem Fremden die Stadt Schwarzenberg zeigen soll, dann gehe ich entweder mit ihm auf den Totenstein, einen Felsen, der gleich dem gegenüberliegenden Ottenstein vom Geflecht der Sage umrankt ist. Oder noch lieber führe ich ihn bei beginnender Abenddämmerung auf den Rockelmann oberhalb des unteren Steinbruches und zeige bei dieser Gelegenheit unser Naturtheater als eine der schönsten Freibühnen Deutschlands.

Hier, nahe am Abhang des Steinbruches, lugt aus dem kühlen Schattendüster der Fichten eine helle Bank hervor und lädt ein zum Rasten. Von hier aus, also von Süden her, gleitet nun der Blick hinab in beglückender Talschau. Die Zweige der Nadelbäume neigen sich weit herein ins Blickfeld und begrenzen es wie ein schöner dunkelgrüner Naturrahmen. Der Blick ist vor allem deshalb charakteristisch, weil das Turmpaar von Schloß und Kirche als Wahrzeichen der Stadt, aus genügender Entfernung geschaut, völlig beherrschend im Mittelpunkt des Stadtbildes sich aufstellt. Außerdem trübt hier kein rauchender Schlot das saubere Bild. Gerade jetzt im Hochsommer trägt die Stadt in ihrem reichen Baum- und Buschwerk das satteste Grün. Wie zwei Brüder in freundschaftlicher Verträglichkeit stehen diese beiden Zeugen weltlicher und geistlicher Macht am schroffen Felsrücken, der die dreieckförmige Uralanlage der Stadt trägt. Als ragendes Sinnbild für die Besiedlungsgeschichte, als Keimzelle für den Stadtkern, durfte sie ohne weiteres diesen Vor-

dunkel hinein? Abend und Nacht entkörpern. Darum wird die Vergangenheit, die tagsüber schläft, zu dieser Stunde am ehesten lebendig. Es ist bei jeder Betrachtung einer Ortschaft für den Beschauer wesentlich, daß er den Geist der Vergangenheit zu erspüren sucht, der die Erstform des Stadtbildes, also urbodenständige und wurzelechte Siedlungswerte schuf. Aus ihm klingt das Eigenleben des Ortes am hellsten auf, viel weniger aus den baulichen Gebilden der Neuzeit, die bei aller Formvollendung doch ebenfögt in Bayern, Westfalen oder sonstwo stehen könnten.

Der Name Schloß mag mir nicht gefallen. Er erinnert zu sehr an ein überzierliches, schnörkliges und zimperliches Gebäude von einem Jagd- oder Lustschloß. Unsere Burg trägt aber von Anfang an das im Wechsel der Zeit mehr oder wenig vervollkommnete Gepräge einer Befestigungsanlage mit festgegliederten Linien wie die unerschütterlichen Formen unserer Berge. Sie war von altersher die Wach- und Wehr- und darum Schuhstätte am Schwarzwasserknie für die uralte und daher lebenswichtige Paß-Straße, die das Pleißenland über Zwidau und Platten mit dem Egerland verband.

Die Schwarzenberger Burg ist wie jede andere Burg unseres Landes auch in ihrer Art immer ein lebensstrühiges und tatspornendes Symbol deutscher Geschichte gewesen. Und Geschichte ist nie tot, sondern ein Kreisend-Lebendiges. Darum muß uns auch unsere Burg mehr sein als ein Zeuge verfallener Herrlichkeit. Gleichgültig, ob wir versuchen zurückzuwandern bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts, in die Entstehungszeit von Burg und Herrschaftsbefiz; oder ob wir an den kaiserlichen Schloßherrscher, den Hohenstaufen Barbarossa zurückdenken, der vielleicht selbst auf dem Schlosse zu Gast war; oder ob wir uns des niederen Adels, der Lehensleute und Schlösser erinnern; oder ob wir uns von der Romantik einfangen lassen, die sich — beschaulich oder wild — um Rittertum und Raubrittertum schlingt; oder ob wir vor uns in den Mauern von Burg und Stadt

den Kriegsturm der Hussiten und des 30jährigen Krieges oder die zahlreichen Brände ausleben lassen; oder ob wir Ende des 18. Jahrhunderts das vielgestaltige, doch etwas bürokratisch-verzopfte Verwaltungsleben im Schloß als kurfürstliches Amt (Rent-, Forst-, Kriminal- und Kreisamt) an uns vorübergleiten lassen (des hiesigen Heimatforschers Dr. Fröbe's Buch „Geschichte der Stadt Schwarzenberg“, Verlag: Erzgebirgs-Zweigverein Schwarzenberg, das wesentlich als Quelle benutzt wurde, wird aufmerksamen Lesern noch außerordentlich viel Aufschlußreiches bieten), immer muß uns die Burg bei unserer Blickwendung in die Vergangenheit eine Verkörperung geschichtlicher Denkformen unserer Vorfahren mit ihren Vorzügen und Schwächen bleiben.

Im Vordergrund unserer Blickschau liegen die Häuser der „forstetter“, Häuser, die zur Vorstadt am „oberen Tor“ und zur „großen Vorstadt“ gehören, dem Siedlungsweig am südlichen Fuße des burgtragenden Felsenriffs. Wie aus Ehrfurcht ducken sie sich vor den altergewürdigten Gebäuden des Stadtkerns über ihnen. Sie sind gleichsam steingewordene Untertänigkeit des ehemals fronthofsgenossenschaftlichen Abhängigkeitsverhältnisses zwischen den zinsenden Bauern und lehnspflichtigen Hinterlassen und dem Burgherren in einer Zeit, die natürlich vor der Entwicklung des Ortes zur Stadt liegt. (Die Bauern und Hinterlassen wohnten selbstverständlich zuerst am Fuße der Burg oben auf dem Plateau). —

Am nächsten Tage fordere ich gern den Wanderfreund und Sommergast zu einer Tageswanderung auf. Er muß diesmal noch etwas höher bis über den oberen Steinbruch des Rockelmanns emporklettern. Ich erzähle ihm bei diesem Aufstieg, daß die beiden Steinbruchblößen im Leib des Berges uralte sind, mindestens so alt wie die Burganlage, denn der Rockelmannsgranit wurde hierbei zum Bau verwendet. Uebrigens ist auch der Taufftein der alten Kirche, dessen Cuppa zurzeit im Pfarrgarten liegt, aus demselben Gestein gehauen, neben dem leider ins Dresdner Kunst-Gewerbe-Museum gewanderten, wertvollen Trisianteppeich (Altarteppich) eines der bedeutungsvollsten Erinnerungssymbole an das alte Schwarzenberger Kirchlein.

Der Blick kann jetzt im weiten Rund von Westen nach Osten bis zum Scheibenberg die im engeren und weiteren Kranze von 600 bis 800 Meter ansteigenden Höhenzüge und Bergbüchel abtasten, die gleichsam als Muschel für die „Perle“ die Edelfassung darstellen. Das Stadtbild ist jetzt mehr in die Tiefe des Talkessels gebettet. Die essenreiche Neustadt im Nordwesten schaut, industrielles Leben kündend, etwas gebieterisch, doch nicht unfreundlich ins Bild. Ebenso tut's rechts vom Schloßurm der große Schornstein der weltberühmten Badewannen-Kraußwerke, dieses machtvollen Vertreters der Blechindustrie in hiesiger Gegend. Der Blick erkennt die zahlreichen, fast nach allen Seiten auslaufenden Neusiedlungen nicht nur an den Neubauten, sondern schlechthin an der heutigen Gesamtstruktur der Stadt, die ihre Glieder weit und dehnt, die Täler und an Berglehnen entlang.

Eine anschließende Wanderung durch die Stadt wird für den Besucher eine Ergänzung sein für all das, was in der Stadt noch altertümelt. Wir wandern durch das „obere Tor“. Ich weiß nicht, ob es auf Ueberlieferung gegründete Tatsache oder Zufall ist, daß gerade an dieser Stelle der Straße die beiden gegenüberliegenden Häuser der Straße Türme tragen. Wir gehen ein paar Schritte den Rösselberg, jetzt Vorstadtstraße genannt, hinab. Ich vermute bestimmt Stadtmauer Spuren in der Grundmauer des alten Malzhauses, dessen Mauerwerk bis 3,40 Meter, also ebenso stark wie der Burgfried der Burg ist. Dann beschauen wir uns den Markt mit seinem ausgefrischtem Gesicht, der aber sonst wie die älteren Straßen der Stadt trotz neuzeitlicher Ein- und Umbauten von braver Biederkeit ist. Durch den engen „Bronngraben“ mit seinem hüßlichen und buckligen Pflaster gehen wir zum „unteren Tor“. Dieser alte Graben gehörte zum Bollwerk der ursprünglichen Burganlage und schützte die offene Westseite. Ebenso lohnt es sich, die Obergasse mit ihrer noch reichlich unverfälschten Ursprünglichkeit zu durchschreiten. Am Ende steht der „Drahthammer“, das Herrenhaus des alten Kugelhammers. Dieser zeugt in seiner zwar etwas wacklig gewor-

denen Alterswürde doch wesentlich für den Werdegang wirtschaftlichen Lebens in unserer Stadt, der vom Hammerwerk mit seinem Hammerherrn und seinen Hammerschmieden zu den heutigen modernen Fabrikanlagen der Metall-Industrie mit ihren Tausenden von Arbeitern führt. Er deckt ferner die inneren und äußeren Linien der Entwicklung auf: nämlich vom Hammermeister zurück zum Bergmeister, vom Eisenhammerbetrieb zu Bergbau, diesem bedeutungsvollen, bodenständigen Erwerbswert, der als erstes Glied in der Fortentwicklung einen Industriebezirk Schwarzenberg hat entstehen lassen.

Im Kugelhammer ist übrigens Elisabeth Kethberg geboren, die berühmte Weltgröße der Sangeskunst. Der musikbesessene Wanderer und Erzgebirgsfreund wird gern Kenntnis davon nehmen. Der Pflanzenkundige kann, besonders gut gerade an der ältesten Brücke im Stadtweichbild Schwarzenbergs, eine Seltenheit und Merkwürdigkeit der sächsischen Flora, das „Schwarzenberger Edelweiß“ studieren, die spanische Schneewucherblume, deren Samen um 1850 mit der Rinde der Kork-eiche aus Spanien eingewandert ist und sich nur noch an der Brühlischen Terrasse in Dresden befindet. Der Geologe findet in Schwarzenberg in der besonders scharf ausgeprägten Form des Augengneises eine Seltenheit ersten Ranges.

Bleibt zum Schluß nur noch zu sagen, daß die „Perle“ außer ihren Schönheiten des Stadtbildes und der Landschaft auch den Charakter eines gern besuchten Erholungsortes hat. Die Verkehrsverbindungen mit Bahn und Kraftwagen sind günstig; besteht doch zurzeit sogar für Sonntag eine Kraftpostlinie bis nach Karlsbad. Gepflegte Anlagen, die würzige Luft des nahen Waldes, ein idyllisch gelegenes Freibad und Luftbad, die bereits erwähnte Naturbühne, im Winter prächtige Schneehänge, freundliche Gaststätten mit schöner Aussicht, häufige Balionaufstiege u. a. sind wohl Gründe zu einem längeren Besuche Schwarzenbergs.

Einstiger Wildreichtum unserer Heimat.

Wenn man von den geringen Ergebnissen der letzten Jagdjahre liest, so möchte man geradezu mit Neid zurückblicken auf den einstigen Wildbestand unserer sächsischen Wälder, von dessen großem Reichtum wir uns jetzt kaum noch eine Vorstellung machen können. Welche Ummengen von Wild auch unsere heimatlichen Wälder ehemals bargen, erkennen wir z. B. aus den Mitteilungen von Zeitgenossen über das Ergebnis einer „Hirschjagtsreise“, welche der jagdlustige Kurfürst Johann Georg I. (1611/1656) im Sommer des Jahres 1627, also vor etwa 300 Jahren, durch den westlichen Teil Sachsens unternahm.

Die Jagd begann am 27. Juni 1627 mit einem Pirschen auf der Hinterhorst bei Torgau, wurde über Colditz, Chemnitz, Grünhain, Schneeberg, Werdau, Zeitz fortgesetzt und endete Anfang August in Leipzig. Der Ertrag dieses Jagdzuges bestand in 306 Hirschen (darunter ein 22-Ender), 275 Hirschkühen, 72 Wildkälbern, 1 Damwild, 99 Rehbocken, 141 Rehen, 28 Rehkälbern, 4 hauenden Schweinen (Wilbebern), 1 angehenden Schwein, 4 Keilern, 34 Bachen (Wildsauern), 28 Frischlingen, 59 Hasen, 52 Füchsen und 3 Dachsen.

Man sieht daraus, daß die Jagdteilnehmer ihre Aufmerksamkeit verhältnismäßig nur wenig auf das Kleinwild richteten, sondern vor allem auf die Erlegung von Hirschen und Rehen bedacht waren und hierin ein Ergebnis erzielten, von dessen Großartigkeit wir uns heute kaum einen Begriff zu machen imstande sind. Auffallend erscheint die kleine Zahl der zur Strecke gebrachten Hasen. Sie erklärt sich außer dem oben angeführten Grunde auch daraus, das Meißter „Lampe“ in den waldreichen Gebieten des früheren Sachsens infolge der Ummengen Raubwild bei weitem nicht so zahlreich vorkam, wie nach der Aufschließung des Landes auf den heutigen freien Ackerfluren. Während das Groß- und Raubwild mit der fortschreitenden Kultur des Landes mehr und mehr verdrängt wurde, hat die Familie Lampe hier- von allein Nutzen gezogen und sich seitdem bedeutend vermehrt — leider freilich immer noch nicht genügend, um jedem Haushalt Sachsens alljährlich wenigstens einmal einen feisten Hasen in die Pfanne zu liefern.

Nooch'n Feierohnd



Der Leipziger-Emil off der Gogd.

Der Leipziger-Emil gehärt zur Post. Was er do aangtlich ze tu hot, dos waß ich net. Die enn soong, er tät mit Briefmarken hanneln, die annern, er tät de Paketer ahnamme. Manche oder song, er wär amos Grufes, un er müßt nár egal fenn Name schreim. Na, dos mog nu sei, wie's will, die Hauptsach is, doß der Leipziger-Emil a Ma is, daar fenn Spaß verdirbt.

Nár aa Schwachheit hot er, dos is de Gogd. Ja, de Gogd. Amol hoom se ne Emil gefregt, wie's kám, doß er asu garn mit der Flint offm Fald rümlaafen tät.

„Ja“, fahet er, „dos kimmt dohaar, doß ich zur Faldpost eigezuhng waar, wenn amol der Krieg lusgieht. Un do üß ich halt schu awink do drau nauf.“

Wie's nu bein mehsten Gaagern is, fu war'sch aah beim Emil: Er hot a sei wink Pach gehatt. De halm Nách is er draußen rümgelassen, de Stiefelsuhl'n hot er sich duzenweil' waggelatscht — oder geschossen hot er nisch. De Rehbock müßen's orntlich gerochen hoom, doß der Emil a kreizgefahrlicher Schütz war.

Su gang's aah dan verwichene Sommer. Tog für Tog, Ohnd für Ohnd war mei Emil draußen, un nisch war'sch. 's war oder aah a meschants Pach. De Rehbock kame immer, wenn der Emil noch gar net geloden hatt, un wenn er glücklich de Patru drinne hat, kame kaane Rehbock.

Der Urlaub ging ze End, un noch asu viel Pulver!

„Heit ohnd“, fahet er, „heit ohnd muß Butter waarn, un wenn ich a alte Kroak schießen söllt! Sift brenge mich kaane zaah Pfaar meh naus off der Gogd!“

Nu wußt der Emil schu vun klau auf, doß de Rehbock vorn Weibsvölckern kla Forscht hoom. Sie wissen ganz genau, doß de Weibsvölcker 's Pulver net derrieng könne un viel lieber mit der Rachenforkel hantier'n als mit der Flint.

Was macht mei Emil? Er borgt sich von der Wirtliebmiene a Gack, en Karturock, en Trogkorb un a Kopptüchel, un pußt sich ah! Schie sooch er aus, wenn nár daar grußmöliche schwarze Schnorrbart un die Brill net gewaafen wár!

Geenge Ohnd — 's war ju die Zeit, wu mer de Gans rei tut — macht sich mei Emil haltich naus offs Fald! De Flint hatt er an der Seit, als wenn er a Krauthack bei sich hätt. Un waß der Geier: 's Gellück war ne genaadig. Kaum war er bis zum Hirtstau komme, do stiehet aa schu a Rehbock in Habersfeld. Daar hebt ne Kopp auf un guckt ne Emil ah. Er mocht bei sich denken: Dos is a Krautpopel, vor dan brauchst du net auszerreißen. Oder nu mach mei Emil ne erschten Faahler: Er ward doch vergassen, doß er a Weisvolf is! Kaum hot er ne Rehbock weisfriegt, do siegt er aah schu off der Nard un friecht off all'n Bier'n wetter. Oder nu söll aaner kriech'n, wenn er en Weiberroß ahhot. Schlaaß gang's, un der schiene Karturock war quaar über de Baa wag von aner Seit zor annern dorchgerissen!

„Heiligs Pach!“ fahet der Emil, „muß mer aah dos noch passiern!“

Er richtet sich awink in der Höh, üm ze saah, ob daar Rehbock dan Schlaaherts aah gehärt hatt — hupp hupp hupp machet er in de Fichtle nei.

A annerer hätt in ener sötten Log gezankt un Staa un Baa geflucht, der Emil oder fahet nár:

„Naaf' glücklich, ich hätt dich asu net friegt!“

Noochert guket er sich dan Ugelücksrock ah. Was war do ze machen? A Nodel hatt er net, hänge lassen kunnt er dan Rock aah net, denn schuh ben erschten Schriet war er mit'n Stiefeln dorch dos gruße Loch gefahr'n. Ihe was macht er? Er schneid't mit'n Messer ins obere Stück vun Rock a Loch, zieht 's üntere a Stückel dorch un steckt a Holzpflockel nei. Dos hieft, denn asu hot der Emil als Gung de Hufenbänder festgemacht, wenn de Knöpp waggerissen war'n. Do sieht mer wieder amol, wie gut's is, wenn der Mensch amos in seiner Guhngd gelarnt hot!

Derweile war'sch nu später wor'n. Der Emil sehet sich an en grußen Raastaa na un wartet, bis de Rehbock zamm káme.

Nu war'sch am Himmel schu nooch un nooch nacht bedentsch wor'n. Schwarze Wolken hatten sich nazamm geschuhm, un hinnern Hahbarg tat's schu awink bligen.

„s ward doch net epper gar a Watter komme!“ fahet der Emil, „das könnt ich heit sei net gebraung: Weit un braat klaa Baam un klaa Strauch un aah klaa Keengschörm! Oder wenn's nu aam mannigmol asu sei söll — er hatt' fenn Gedanken noch gat net richtig ausgedacht, do fung's aah schu lus: Bliß off Bliß un Schlog off Schlog! Off aamol fuhr's Feier geleich naame Emil in der Nard nei! Do packt halt mei Emil sei Flint ah un haat se a fuszig Schriet weit ins Kornfeld nei! Nu ja, es is doch a alte Geschicht, doß 's Eifen ne Bliß ahzieht, un's Laam is doch meh waart wie a alte Flint! Epper net?!

Oder nu dos Keenge! Wie Saagerschnür hot's Wasser zamm rogeschafft! Fix stürzt mei Emil ne Trogkorb übern Kopp un zieht de Baa na. Mannigmol hot er zun Korbhandlöhern nausgeschiefelt, weil er saah wollt, wie's draußen rüm zunging.

Su hot er wuhl a Stund gefassen, noochert wur awink Ruh. Wie oder halt mei Emil ausfooch! Dorch un dorch naß wie a gebadte Maus, un halt drackit, sot drackit! 's Wasser is aus fenn Stiefeln raus un rei geloffen!

Dos kunnt nu ihe halt alles nisch halsen. Der Emil hucklet fenn Korb auf, suchet de Flint un machet sich aham.

Wie er nei ins Dorf kimmt, fängt off aamol a Stimm ah ze blöken:

„Zum Donnerwatter, halt!“ 's war der Nachtpolizeier. Er net allaa, 's war noch a Sommerfrischler mit, daar de Nachtlust genießen wollt.

„Bie nár gut“, fahet der Emil, „ich bie's, der Leipziger-Emil.“

„Du schönster Himmel, wu kimmtst dá du haar?“

„Bun der Gogd“, fahet der Emil forz.

„Hoste dá wos derwischt?“

„Ja, de Schnupp un de Huft.“

„Die hättst de derham aah krieng könne — na, komm nár glücklich aham.“

Daar Sommerfrischler hatt sich derweile dan Gaager aah awink beguckt.

„Sei Sie a richtiger Gaager, oder ginne Sie nár zum Vergnüg'n off de Gogd?“ freget er ne Emil.

„Nár zum Vergnüg'n“, fahet der Emil, un noochert machet er aham. —

Vor a paar Toong ho ich menn Emil getroffen, wie er asu fix nooch'n Polizeiamt machet. „Wos host du dá dort ze suchen?“ freg ich.

„Ich will mer a Gogdkart fürsch neie Gahr klaafen“, maant er stolz.

Heitere Ecke.

Gute Gesellschaft.

„Hier, Liebste, ich habe dir einen Goldfisch mitgebracht, damit du nicht soviel allein bist.“

Examen.

Professor: „Sie wissen also nicht, Herr Kandidat, wo Ihre Milz sitzt? Etwa da, wo Ihre Uhr steht.“

Kandidat: „Unmöglich, Herr Professor, meine Uhr ist im Leihause.“

Stolz.

„Wat hat denn Ede? Er tut ja so uffgeblasen.“

„Der Bericht über seinen letzten Einbruch steht unter Kunstnachrichten!“

Bilder aus der Heimat.

Schulweihe und Heimatfest in Bärenstein

In der Grenzgemeinde Bärenstein fand, wie die „D. Z.“ eingehend berichtete, ein kulturgeschichtlich wichtiger Akt statt: Die Weihe der neuen Schule. Aus Anlaß dieses Ereignisses war ein Anzahl ausgezeichnet verlaufener Veranstaltungen vor-



Die Schlüsselübergabe.

gesehen. Der Sonnabend brachte die Weihe der Schule, bei der Bezirksoberschulrat Prof. Dr. Arnold die Rede hielt und Architekt Ebert, der Schöpfer des vorbildlichen Baues, die Schlüssel desselben Herrn Schulleiter Held übergab. All dies ist von uns eingehend geschildert worden. Abends vereinigten sich die z. T. auch aus weiterer Ferne herbeigeeilten Festteilnehmer zu einem echt gebirgisch verlaufenen Heimateabend im „Sächsischen Haus“. Der Sonntag brachte dann den Kirchgang und vor allen Dingen einen hochinteressanten Festzug, dessen einzelne Gruppen mit außerordentlicher Liebe vorbereitet und erstellt waren. Das heimatliche Leben spiegelte sich in



Der Schnitz-Festwagen.

ihnen in echten Formen wieder, sodaß man sich nicht satt sehen konnte an all den Festwagen, Fußgruppen usw., die den Zug bildeten. Beistehend haben wir einen der Festwagen, der der Verherrlichung der erzgebirgischen Schnitzerei dient, im Bilde festgehalten, ebenso den feierlichen Akt der Schlüsselübergabe. Ein großes Volks- und Schulfest auf dem Marktplatz bildete den Abschluß der Weihefestlichkeiten: auch hier ein ungemein reges Leben und Treiben, in dessen Mittelpunkt vor allem die Kinderwelt stand, für deren Kurzweil wunderschön gesorgt war.

Das Ende eines bedeutenden erzgebirgischen Industrieunternehmens.

Schleittau erlebte dieser Tage einen für sein Wirtschaftsleben tiefbedauerlichen Akt. Wie bereits mitgeteilt, wird dort die einst in so hoher Blüte gestandene Erzgebirgische Maschinenfabrik Naumann, die Hunderte von Arbeitern



Das Umlegen der großen Esse der Erzgebirgischen Maschinenfabrik in Schleittau.

jahren, jahraus beschäftigte, niedergerissen, da der Zahn der Zeit an den ausgedehnten Anlagen derart genagt hat, daß eine Wiederinbetriebnahme nach der jahrelangen Stilllegung mit der Aufwendung riesiger Summen verbunden gewesen wäre, deren Aufbringung sich auf keinen Fall rentiert hätte. Schweren Herzens ging man deshalb an den Abbruch des Werkes, und dieser Tage wurde nun das weithin sichtbar gewesene Wahrzeichen der Fabrik, die große Esse, umgelegt. Beistehende Bilder, die von den Herren Schlossermstr. Trescher und Hotelbes. Schlegel („Weißes Roß“) hergestellt wurden, zeigen den Vorgang.

Festtage der einstmaligen Fußartillerie.

In Schwarzenberg fanden unlängst erhebende Veranstaltungen statt, die sich zu Ehrentagen der ehemal. Königl. Sächs. „Fußer“ gestalteten. Der „Verein Fußartillerie im Erzgebirge“ (Sitz Schwarzenberg) beging die Weihe seiner Fahne. Das war das Signal für zahlreiche einstige Fußartilleristen im Sachsenlande,



Die Fahne des „Vereins Fußartillerie im Erzgebirge“.

sich aufzumachen gen Schwarzenberg. Die „D. Z.“ hat eingehend über all die Veranstaltungen berichtet und bringt nun beistehend ein Bild, welches die Fahne des Schwarzenberger Vereins (die mittlere) nebst ihren Trägern, dem Vereinsvorstand und vielen anderen Mitgliedern zeigt.



Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 34. — Sonntag, den 17. August 1930.

Bilder aus aller Welt.



Der Streik in Nordfrankreich.

In Nordfrankreich ist es bei dem Streik der Textilarbeiter wiederholt zu schweren Zusammenstößen zwischen Streikenden und der Polizei gekommen, wie unser Bild beweist, das die Zerstreuung einer Streikfackelung vor dem kommunistischen Lokal „La Proletarienne“ in Roubaix, dem Zentrum des Streikgebiets, festhält. Aussichten für eine baldige Beilegung des Streiks bestehen nach wie vor nicht.



Gedenkmünze für das Domjubiläum zu Speyer.

Aus Anlaß des 900jährigen Bestehens des Kaiserdomes zu Speyer hat die Staatliche bayrische Münze diese Gedenkmünze zur Ausgabe gebracht, die auf der Vorderseite die drei kaiserlichen Bauherren und auf der Rückseite den Dom selbst zeigt.

Nach Amerika verkauft.

Ein wertvolles Stück des Welfenschatzes.

Aus dem Städelschen Kunstinstitut zu Frankfurt am Main sollen bereits sechs Stück des dort befindlichen Welfenschatzes an das Museum in Cleveland verkauft worden sein. Darunter befinden sich das Mittelstück, ein silbernes Tafelreliquiar mit der Reliefdarstellung der Hochzeit zu Kana, ferner das Horn des Heiligen Blasius u. a. — Unser Bild zeigt das jetzt nach Amerika



verkaufte tafelförmige Reliquiar, ein buchartiges Holzkästchen mit vergoldetem Silberblech überzogen und mit Gemmen, Intaglien und Cabochons besetzt. Die Vorderseite besteht aus einer geschnittenen Elfenbeinplatte. Alle übrigen Seiten sind graviert. Das Kästchen ist 31,5 cm. lang, 24,2 cm. breit und 6,2 cm. dick. Die Arbeit stammt noch aus dem 14. Jahrhundert.

Leben, Taten und Ende Karl Stülpner's.

Wahre Geschichte aus verflossener Zeit nach authentischen Quellen erzählt von E. d. Milan.
(30. Fortsetzung.)

Stülpner blieb überrascht von diesem Abschied eine Weile stehen, die großherzige Handlungsweise des Mädchens machte ihn bestürzt, er bedurfte Fassung, um an das ihm bevorstehende Rettungswerk seiner Person zu gehen, nachdem er dann vorsichtig Büchse, Ranzen und Hirschfänger in den trocknen Graben hinuntergelassen hatte, wozu ihm ein mit der Hirschfängerklinge von der an der Turmmauer herabhängend Strickleiter abgeschnittenes Stück diente. Mit einem Sprunge befand er sich dann im Graben, obwohl er von demselben nicht wenig erschüttert war, denn alle Knochen im Leibe schienen dem schweren Mann durcheinander geschoben worden zu sein. Aber die Flucht drängte, und nachdem er den Hirschfänger umgeschnallt, Ranzen und Büchse übergeworfen hatte, kletterte er an der anderen Seite des Grabens empor. Diese Bewegung hatte die von dem Sprunge durch den ganzen Körper erlittene Stauchung vermindert, und sein eiliger Marsch, den er, in der nächsten Umgegend bekannt, nun antrat, machte ihn bald auch den anfänglich bedeutenden Schmerz vergessen.

Als der Morgen anbrach, hatte er bereits eine Strecke von ein paar Meilen zurückgelegt und hielt Rast in einem Dickicht. Er öffnete seine Jagdtasche und fand außer seinem noch gut gefüllten Pulverhorne und Kugelpatronen, ein Blatt Papier und eine Börse mit einigen Gulden. Auf dem Blatte standen die wenigen Zeilen folgenden Inhalts:

„Lebe wohl! Daß ich Dich gerettet habe, ist für mich ein Trost, der mich . . . ins Kloster begleitet; denn ich habe der heiligen Gnadenmutter das Gelübde abgelegt, den Schleier zu nehmen und ausschließlich ihrem Dienste mein Leben zu weihen, wenn es mir gelingt, Dich zu retten. Wenn Du dies liest, ist es gelungen, und ich erfülle mein Gelübde, denn Du bist frei. Vernichte sogleich diesen Zettel. Lebe wohl . . . denke zuweilen an mich.“

Tränen der tiefsten Rührung rollten über die vom eiligen Nachmarsche heißen Wangen Stülpners. Diese großherzige Tat des Mädchens verwischte schnell die Erinnerung an das viele Schlimme, was er bisher auf ungarischem Boden erfahren hatte.

„Gott segne sie . . . sie opfert sich für mich,“ sagte er vor sich hin . . . „nie kann ich ihr diese edle Handlung lohnen, nur in der Erinnerung an sie ihr dankbar sein.“

Nach einiger Ruhe trat er seinen Marsch aufs neue an; in fünf Tagen hatte er österreichischen Grund und Boden unter den Füßen und das Herz schlug ihm leichter.

* * *

Zehntes Kapitel.

Stülpner als preussischer Rekrut.

In der Tat führte er jetzt das Leben eines Wandervogels, nirgends eine bleibende Stelle, und von Försterei zu Försterei marschierend, sich da und dort Tage lang aufhaltend, zuweilen durch seine Geschicklichkeit im Schießen bei Schützenfesten einen Preis erringend und dann weiter ziehend, erreichte er endlich die bayrische Grenze. Wie groß auch seine Neigung zu einem freien, umherstreifenden Leben war, so lag es ihm jetzt doch an, eine bleibende Stelle für sich zu finden, da der Winter bereits stark im Anzuge war; aber alle seine Bemühungen, auf den Edelhöfen einen passenden Dienst zu erlangen, waren vergeblich.

Das Mißgeschick verfolgte ihn sichtbar. Endlich gelang es ihm, bei einem Baron von Reizenstein auf Runersreuth einen Posten als Revierjäger zu erhalten.

Der Baron, ein alter, guter Herr, der selbst nicht mehr im Stande, der Jagd zu huldigen, da Bicht ihm die Glieder gelähmt hatte, trotzdem aber auf das edle Weidwerk große Stücke hielt, und da er in Stülpner einen Jäger fand, der gleichfalls mit Leib und Seele diesem Beruf ergeben war, gewann ihn sehr lieb. In Wahrheit war Stülpner mit seiner nunmehrigen Stellung außerordentlich zufrieden. Er sah sich zum Gebieter der ansehn-

lichen Waldung des Barons gemacht und niemand redete in sein Tun hinein, weswegen er manchmal lachend zu sich sagte: „Im ganzen heiligen römisch-deutschen Reiche hat's niemand besser als ich. Ich bin ein Freiherr von meinen eignen Gnaden.“

Oft dachte er an Ingrin zurück. Mit einer Gattin von so edlem, hochherzigem Wesen wäre er gewiß glücklich geworden. Seine Neigung zu ihr war keine so tiefe und innige als wie die zu Marie gewesen, aber eben ihre edle Tat, die ihn von Tortur und Hentertod befreite, hatte der Dankbarkeit gegen sie sein Herz geöffnet; und was erhebt denn die Liebe mehr, als eben Dankbarkeit und Hochachtung? Zuweilen, wenn er sich an seinen Aufenthalt auf dem Schlosse des Grafen Wesselinig erinnerte, kam ihm außer dem Wunsche, von der guten Ingrin etwas zu erfahren, noch der: Licht in der den Mord an Vater Amadeus betreffenden Sache zu erhalten. Daß diese Wünsche ihm erfüllt werden könnten, darauf hoffte er nicht; und doch sollte es so sein, jedoch erst nach Verlauf von Jahren.

Der alte gichtleidende Baron starb. Stülpner war zwei Jahre bei ihm gewesen, und die Sorge um fernere Anstellung wurde ihm durch einen Verwandten des Verstorbenen erspart. Ein Herr von Platow auf Jedtwitz bei Hof, einer der Miterben der Hinterlassenschaft des Barons, machte ihm das Anerbieten, als Förster zu ihm zu ziehen, und Stülpner nahm es natürlich an. Hatte er es bei dem verstorbenen Baron gut gehabt, so war ihm jetzt noch eine bessere Stellung zuteil geworden hinsichtlich des Gehalts und verschiedener anderer Annehmlichkeiten.

Die Nähe Sachsens machte es ihm noch viel leichter, seiner alten guten Mutter zu schreiben und ihr Unterstützung zu schicken, denn die von Ungarn aus an sie geschickte war nicht in ihre Hände gekommen, sie hatte kein Schreiben von ihm erhalten. Die Postverbindungen zu damaliger Zeit waren so unregelmäßig und unsicher, daß nie mit Sicherheit darauf zu rechnen war, ein abgegebener Brief gelange auch wirklich in die Hände des Adressaten. Durch den Scharfensteiner Bauer Schurig, der dem Vater Stülpners schon ein rechtschaffener, treuer Freund gewesen war, kamen dann und wann Antworten von der alten guten Mutter an ihn. Freilich waren die Briefe Schurigs oft kaum zu entziffern, denn außer der entsetzlich schlechten Handschrift, die oft nur wie eine Menge zusammengereiheter Hieroglyphen aus altägyptischer Schriftmalerei ausah, war auch der Stil ein wahrhaft Scharfensteinischer und wie Kraut und Rüben untereinander geworfen.

Aber Stülpner freute sich doch mit einer aufrichtigen Kindesfreude, wenn ein solch rätselhaftes Schurigisches Schreiben an ihn kam. Er studierte es mit großer Emsigkeit und war glücklich genug, wenn er nach vier bis fünf Tagen öfteren Studierens darüber den wahren, wie unter tausend Hüllen versteckten Sinn herausfand. Eines Tages erstaunte er nicht wenig, als er einen ungewöhnlich dicken Brief erhielt. Nachdem er ihn geöffnet hatte, wuchs sein Erstaunen erst zur rechten Höhe, denn ein anderer lag darin an den Thumer Rats Herrn, Herrn Peters, gerichteter.

Die Schriftzüge waren ihm bekannt, sie stammten von weiblicher Hand, und doch konnte er sich nicht gleich entsinnen, wo er sie schon früher gesehen habe. Als er dieses inliegende Schreiben aufgemacht hatte, erblickte er ein zweites innenliegen, das die Aufschrift an ihn selbst trug. Er riß es schnell auf, um zu sehen, von wem es unterzeichnet sei. Erschrocken ließ er es auf den Boden fallen, als er die Unterschrift gelesen: „Ingrin, von übermorgen an: Schwester Sigismunda, für die ganze Lebenszeit und bis ins Grab.“

Stülpner gehörte keineswegs zu den Schwächlingen, welche sogleich in Tränen zerfließen, sobald irgend etwas ihre Herzen Erschütterndes an sie herantritt. Seine Lebensweise hatte ihn abgehärtet, er war rau geworden, und darum mußte es auch

stark an ihn kommen, wenn seine gewöhnliche Ruhe gleichsam aus ihrem Gleise gestört wurde; aber es gibt doch Dinge, die auch das stärkste, nicht so leicht weicher Regungen sich überlassende Gemüth mit Blütheschnelle ergreifen. Ingrins Brief gehörte unter die Rubrik dieser außergewöhnlichen Lebensangelegenheiten. Ihre Unterschrift erschien ihm als eine in wenigen Worten zusammengefaßte Schilderung ihres Schicksals.

„Von übermorgen an: Schwester Sigismunda für die ganze Lebenszeit und bis ins Grab“ besagte ja, daß sie der Welt und ihren Freuden, deren ihr edles Herz zu genießen so würdig war, wirklich entsagt hatte, daß sie nun in den Mauern eines Klosters lebte. Wahrhaftig, der starke Mann bedurfte Fassung, um Ingrins Brief, ihren Scheidegruß an ihn, zu lesen, der also lautete:

„Zwei Tage noch, und ich beginne einen neuen Lebensabschnitt. Die Vergangenheit muß für immer hinter mir zu Boden fallen wie ein welkes, vergilbtes, vom Herbststurm vom Baume herabgewehtes Blatt. Wie dies tot ist, so auch die nun bald hinter mir liegende Vergangenheit meiner Jugendtage. Ich kann nicht sagen, daß ich im Sonnenschein des Glückes sie verbracht hätte; finstere Wetterwolken verdüsterten den heiteren Himmel meiner Seele . . . nur wenig Freuden, und auch diese bitter vergällt, waren mir beschieden. Aber ich will nicht davon sprechen, nicht klagen um Irdisches, Vergängliches . . . übermorgen bin ich Nonne und feiere das Fest meiner Einkleidung, nachdem ich nun zwei Jahre als Novize im Kloster gelebt habe.“

„Wer mit dem Gewande auch über seine Zukunft entscheidet, der muß ein Recht haben, noch vorher alles zum Abschluß zu bringen, was aus seiner Vergangenheit vor ihn tritt und einen Abschiedsgruß fordert. Ein solcher ist der künftigen Braut des Himmels nicht verwehrt, und mit vollem Herzen sende ich ihn Dir, Karl, durch diese Zeilen. Sie werden Dir lieb sein ihres Inhalts willen.“

„Daß ich Dich aufrichtig liebte, bedarf es eines Beweises? Ach, frage Dein Herz, und es wird ein Ja darauf antworten. Deine Rettung ging ja aus dieser meiner innigen Liebe hervor. Und wie groß, wie mächtig lebte sie in meinem Herzen! Ich ließ Dich nie ahnen, welch schweren Kampf es mich kostete, Dich zu lieben. Denke daran, daß ich Katholikin bin, und von Jugend auf Furcht und Abscheu vor allem, was Keßertum ist, mir eingepflanzt ist. Immer trat die Selbstanklage, einen Kezer zu lieben, vor mich hin, und mit vielen, vielen Tränen errang die Liebe zu Dir den Sieg. Wie seltsam ist das! In diesem Siege erkannte ich es, wie der Glaubenshaß ein unser Dasein vergiftendes böses Vorurtheil ist . . . Gott der Allmächtige, der seine wunderbaren Segnungen über alle ausgießt, macht keinen Unterschied unter ihnen, weil sie verschieden ihn anbeten . . . aber dieser Kampf in mir erneute sich auch mit jedem neuen Tage, und ich war unglücklich, denn innere Selbstvorwürfe und . . . Du weißt davon nichts, ich verschweige Dir aus Liebe und Scham meine Schwäche, mein Unglück.“

„Jetzt erst darf ich dies bekennen, jetzt, wo zwischen Dir und mir eine unüberbrückbare Kluft gefallen ist.“

„Als man Dich in's Gefängnis warf um des Verdachtes des an dem Pater Amadens begangenen Mordes willen, als der Haß aller Dich zu verderben trachtete, litt ich unendlich . . . Gott hat meine jammervollen Nächte gesehen in jener Zeit, ich wurde elend um des großen Kammers willen. Aber ich glaubte an Deine Schuldlosigkeit, Karl . . . dieser Tugend rühme ich mich noch jetzt mit Freuden. Deinen Tod hatten sie beschlossen, ich ersuchte das von meinem Oheim, man freute sich der Gelegenheit, dem Glaubenshaße ein Opfer bringen zu können, Dich unter Henkers Händen sterben zu lassen als Priester-mörder. Der Graf konnte nichts für Dich tun, er würde die Feindschaft der Geistlichkeit auf sich gezogen haben, Du hättest keine Seele im Schlosse, die Dir Freund war, nur ich . . . ich gehörte Dir mit meinem vielen Jammer. Da flehte ich im heißen Gebet zur Gnadenmutter, daß sie mich, das schwache Geschöpf, ein Mittel finden lassen möge zu Deiner Rettung und verlobte mich ihrem Dienste für mein ganzes Leben.“

„Nun kam der Gedanke, Dich so zu retten, wie es geschehen, in meine Seele. Mit Hilfe unsrer treuen Magd gelang es mir,

den Zettel und die Feilen in dem für Dich bestimmten Brot, welches Dein Wächter stets von uns holen mußte, zu verbergen und Dir zuzubringen. Aus des Ohms Zimmer stahl sie den Schlüssel zu der Rüstkammer, in der man Deine Büchse, Tasche und Hirschfänger als Andenken an einen kezerischen Priester-mörder aufbewahrt hatte. Die Strickleiter war schon vorher in unsern Besitz gelangt. Wie alles gelang, Du weißt es, Karl.“

„Auf mich hatte Niemand Argwohn, denn ich lag ja schon mehrere Tage krank zu Bette. Wer hätte darauf denken sollen, daß ich diese Lat ausgeführt hatte! Allen blieb es ein Rätsel, wer Deine Flucht unterstützt habe . . . ich aber genas scheinbar allmählich . . . nun war ich verbündet zur Haltung meines Gelübdes.“

„Aber kein untätiges, der Menschheit nutzloses Klosterleben wählte ich. Das Kloster der barmherzigen Schwestern zu Preßburg nahm mich auf. Die schwere todesgefährliche Erkrankung meines Oheims ward Ursache meiner Rückkehr in's Schloß zu seiner Pflege, nachdem ich bereits anderthalb Jahre Kloster-Novize gewesen. In diese Zeit fällt die Entdeckung des wahren Mörders des Paters Amadens. Han Istock, des Oberförsters Bursche, den Siwatsch, fand man eines Morgens erhenkt im Forste und bei ihm einen Zettel, auf welchem sein Bekenntniß stand, daß er an jenem Wetterabend, nachdem er Dir schon den ganzen Nachmittag nachgestellt und den in einen Mantel gehüllten Pater für Dich gehalten, diesen durch einen Schuß getödtet habe. Als die Person, die zu dem Morde an Dir ihn gedungen, war der Name der Gräfin Miarowitsch genannt.“

„Der Siwatsch hatte sich sein Verbrechen, das ihm erst dann als eines erschien, nachdem er sich als Priester-mörder mußte, zu Herzen genommen, war tief sinnig geworden, suchte durch übermäßigen Trunk die schwere Selbstanklage aus seinem Gedächtnisse zu verscheuchen und verfiel zuletzt in eine Art Wahnsinn, von der er sich nur durch Selbstmord und Bekenntniß seiner grauenvollen That zu retten vermeinte.“

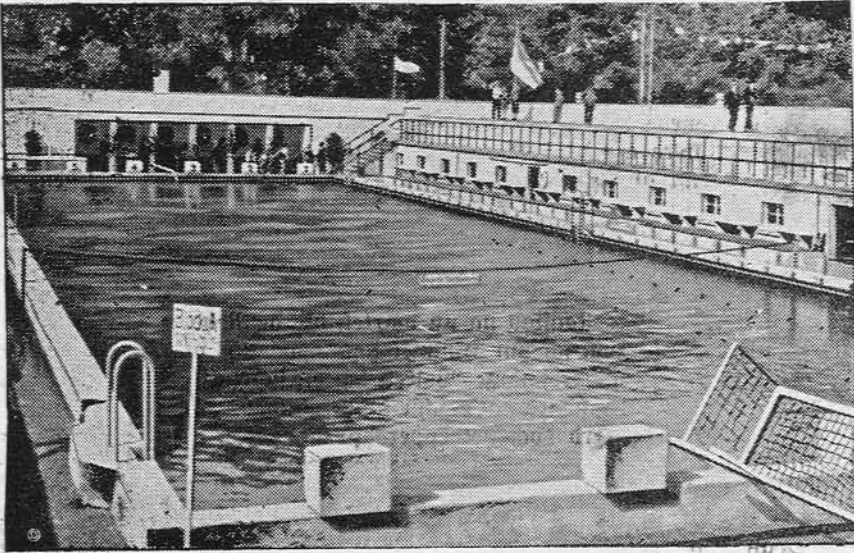
„Ich brauche nicht hinzuzusetzen, daß der Zettel, den man bei ihm gefunden, keine Anklage gegen die Gräfin Miarowitsch begründen konnte. Sein Bekenntniß galt dieser vornehmen Dame gegenüber als . . . fixe Idee, Wahnsinn, und wurde eben deshalb nicht beachtet. Warum sie Deinen Tod wollte? . . . ich weiß es nicht und will es auch nicht wissen. Man sprach im Geheimen so viel Schlimmes von dieser Dame, daß, wenn nur die Hälfte von dem wahr wäre, sie ein böses Wesen sei müßte, welches in Menschenhülle Unthaten vollbringt. Verzeihe ihr Gott und gebe ihr Erkenntniß zur Reue.“

Stülpner unterbrach sich im Lesen. Die Hand über die Augen gelegt, blieb er lange vor sich hinsinnend. Jetzt erst war in das Dunkel, das jenen Mord umhüllte, als dessen Urheber er dem allgemeinen Haße fast zum Opfer gebracht worden wäre, ein so grelles Licht gefallen, das ihn, den rauhen Mann, erschreckte. Dieser Mord war also eine Folge jener von der Gräfin absichtlich herbeigeführten Szene in der Eremitage, an welche sich Stülpner mit Abscheu erinnerte. Diese Potiphar hatte nach Rache an ihm gelehzt und nur der Irrtum des rotköpfigen Siwatsch's ihn davon gerettet, obwohl er dadurch beinahe unter Henkers Hand geraten. Wie wunderbar verschlangen sich die Fäden des Geschicks! Aber immer blieb Ingrin der gute Engel, der ihn vor diesem furchtbaren Lose gerettet hatte.

Er las weiter in dem Briefe wie folgt:

„Vieles hatte sich hier geändert. Han Istock ward beim Fällen eines Baumes, der in entgegengesetzter Richtung fiel, als er sollte, erschlagen; sein Bruder, der Kammerdiener, ist im Plattensee ertrunken und mein Ohm unter meiner Pflege gestorben. Graf Wesselinow wollte sich vermählen und ist es gewiß jetzt schon, als ich dies schreibe. Nach dem Begräbniß meines Ohms kehrte ich in mein unterbrochenes Noviziat zurück, dessen letzte sechs Monate nun vorüber sind. Hart und voller Leid ist der Beruf einer barmherzigen Schwester; sie sieht nur menschliches Weh und Leid und doch blühen auch auf dem Pfade dieses Berufs große, stille Freuden.“

(Fortsetzung folgt.)



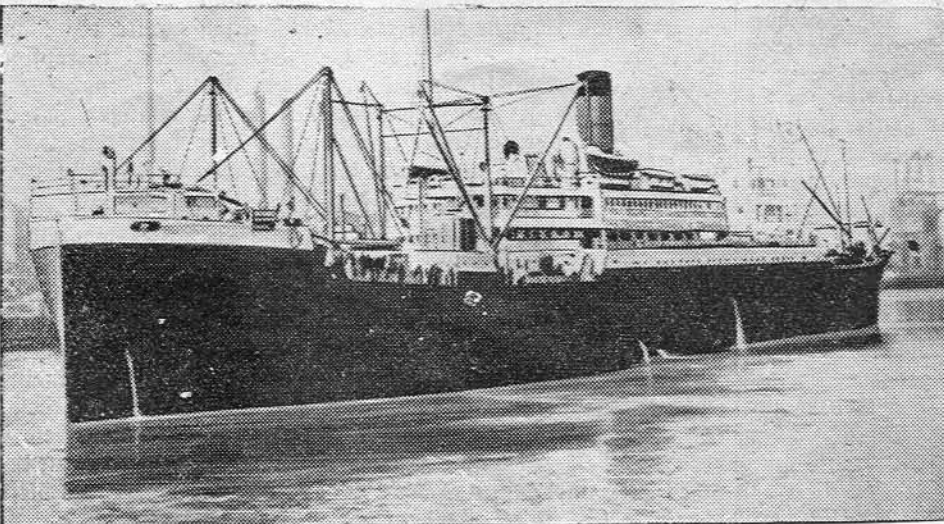
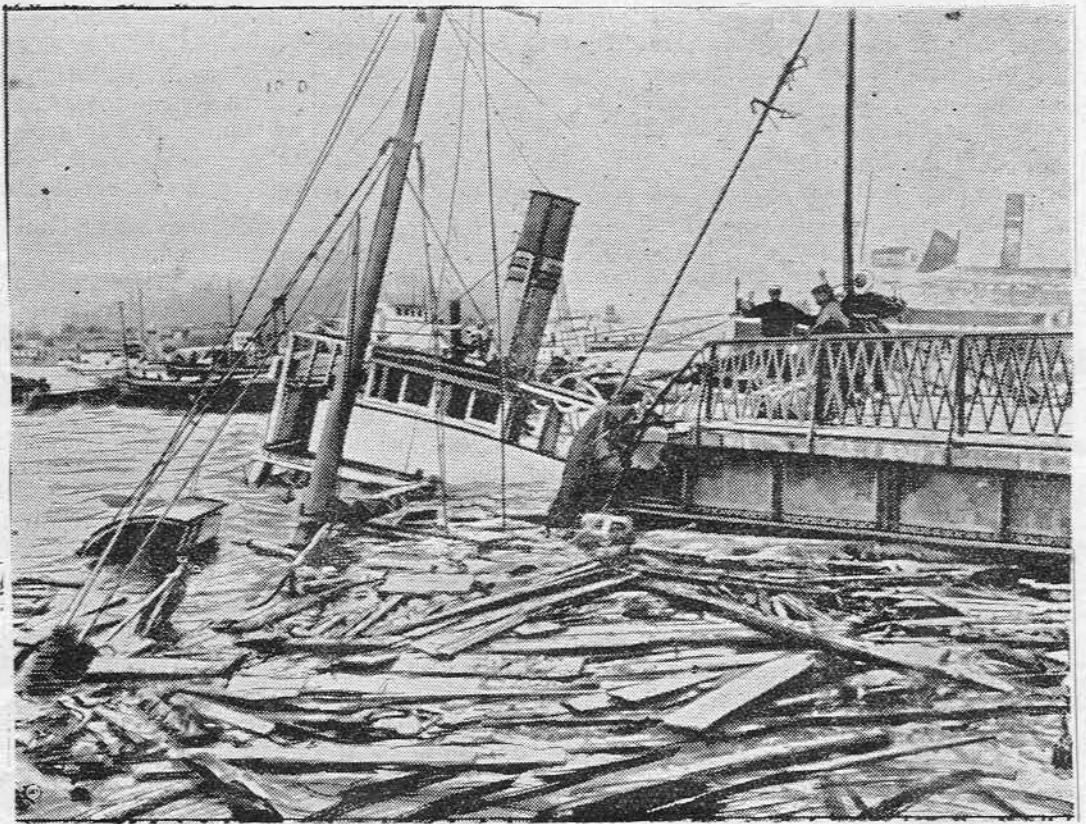
Zu den Weltmeisterschaften der Studenten.

Am 1. August haben in dem schön gelegenen Hochschul-Stadion Darmstadt die Weltmeisterschaften der Studenten begonnen, zu denen sich die Elite der studentischen Leichtathleten eingefunden hat.

Unser Bild zeigt die prächtige Schwimmbahn, in der die Schwimm-Wettkämpfe zum Austrag gelangen.

So hauste der Taifun in Japan.

Von dem großen Taifun, der, wie erinnerlich, vor einiger Zeit Teile Japans und Koreas heimsuchte, sind jetzt die ersten Bilder in Deutschland eingetroffen. Sie lassen die ganze entfesselte Gewalt des Wirbelsturms erkennen, der der viertstärkste war, der die Welt überhaupt heimgesucht hat. Am schwersten hat der große Hafen Nagasaki gelitten, wo, wie unser Bild zeigt, Schiffe und Bauten in einen wüsten Trümmerhaufen verwandelt wurden.



Tragische Dublizität der Ereignisse:

Nach der „München“ ein zweites Schiff im New Yorker Hafen durch Brand gesunken.

Der Passagierdampfer „President Harrison“, der gerade zu einer Weltreise auslaufen sollte, wurde im New Yorker Hafen durch ein Feuer im Laderaum schwer beschädigt und sank bis zu den Aufbauten unter Wasser, sodaß sein Kiel auf dem Boden des Hudson-Flusses aufliegt. Das Unglück hat viel Ähnlichkeit mit dem der „München“.